Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 35 (2016)
Heft: 67

Artikel: Das Fremde und die Schweiz
Autor: Lewinsky, Charles
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-652089

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DISKUSSION

Charles Lewinsky

Das Fremde und die Schweiz

Liebe VPOD-Mitglieder*

Eigentlich ist es seltsam, dass Sie ausgerechnet einen Schriftsteller eingeladen haben, um an Ihrem Kongress zu sprechen. Wir Schreiber sind ja die ungewerkschaftlichsten Menschen, die man sich überhaupt vorstellen kann, lauter Einzelgänger, die es zumindest in der Schweiz noch nie geschafft haben, sich zu einer schlagkräftigen Gemeinschaft zusammenzufinden. In den Verhandlungen, die wir beispielsweise mit der SRG zu führen haben, würden wir wahrscheinlich bedeutend bessere Konditionen erreichen, wenn wir uns ein bisschen mehr organisieren würden wie die Trämler oder die Pöstler. Aber eben – wir sind von unserer Natur aus ein Haufen von Solisten. Der englische Schriftsteller Nick Hornby hat sogar einmal gemeint, Schriftsteller würden überhaupt nur deshalb ihren Beruf ergreifen, weil sie nirgends so richtig dazugehörten.

Wir Schreiber sind Zuschauer und Beobachter. Das macht uns bei Tarifverhandlungen nicht wahnsinnig effizient, aber es hat auch seine Vorteile. Es ist ein bisschen wie beim Fussball: Von den Zuschauerplätzen aus sieht man manche Spielzüge genauer, als wenn man auf dem Spielfeld steht. Und da ich, um im Bild zu bleiben, ein Fan der Schweizer Mannschaft bin, ein Fan meines Landes, möchte ich heute gern ein paar Worte zu einem Thema sagen, das mir in letzter Zeit immer mehr auffällt und mich auch

* Dieser Text ist ein Abdruck der Rede, die Charles Lewinsky anlässlich des 47. VPOD-Kongresses am 6. November 2015 in Lausanne gehalten hat. Er wird mit freundlicher Genehmigung von Charles Lewinsky in seiner Originalversion wiedergegeben. Der Titel wurde von der Redaktion gesetzt.

immer mehr ärgert. Es geht um die Rolle des Fremden in unserer Gesellschaft.

Wie alle Worte, die sich für Polemiken eignen, ist «fremd» ja ein ganz unscharfer Begriff. Wir glauben zwar alle zu wissen, was wir meinen, wenn wir etwas oder jemanden als «fremd» bezeichnen, aber wenn wir es genau definieren müssten, kämen wir ganz schön ins Schleudern. Denn was uns als fremd erscheint oder was wir als fremd empfinden, ist bei jedem Menschen anders. Klar, wenn wir einen dunkelhäutigen Nachbarn hätten, der nur im Baströckchen auf die Strasse geht und sich am liebsten von gestohlenen Katzen ernährt – da müssten wir nicht lang überlegen, um zu sagen, dass er uns fremd vorkommt. Aber wie ist das bei dem gut integrierten deutschen Bankangestellten, der seine Herkunft nur dadurch verrät, dass er immer noch nicht gelernt hat, dass man in der Schweiz beim Bäcker nicht «Ich kriege drei Semmeln» sagt, sondern «Chönnt ich bitte drei Semmeli ha, tanke»? Gehört der auch noch in unsere Definition eines Fremden?

Oder ist Fremdheit eine Eigenschaft, die sich nach ein paar Jahren Gewöhnung von selber verliert? Manchmal dauert es ja sehr lange, bis wir uns an etwas anfänglich Fremdes gewöhnt haben. Und das ist nicht nur in der Schweiz so.

In dem kleinen Dorf in Frankreich, in das ich mich zum konzentrierten Arbeiten gern zurückziehe, habe ich ein lustiges Beispiel dafür erlebt. Eine alte Dame war gestorben, und jemand sagte zu meiner neunzigjährigen Nachbarin: «Jetzt sind Sie die Älteste im Dorf.» Meine Nachbarin widersprach und meinte, da gebe es noch das Ehepaar Amstutz – sie sagte «Amstütz», denn schliesslich waren wir in Frankreich –, und die seien beide älter als sie.

Und bekam zur Antwort: «Aber die zählen nicht. Das sind Fremde. Die sind erst in den Fünfzigerjahren ins Dorf gekommen.» Ein halbes Jahrhundert hatte nicht ausgereicht, um aus Fremden Eigene zu machen.

Manchmal reichen nicht einmal ein paar Generationen. Ich selber habe einen Familiennamen, dem man anhört, das keiner meiner Vorfahren auf dem Rütli dabei war, und deshalb passiert es mir immer mal wieder, dass mir jemand die Frage stellt: «Wie lang haben Sie eigentlich schon einen Schweizer Pass?» Ich erzähle dann gern die Geschichte meines Urgrossvaters, der im Jahre 1877 im Kanton Neuenburg eingebürgert wurde. Er trug den Familiennamen Bloch, und er bekam das Schweizer Bürgerrecht im selben Jahr wie eine andere deutsche Familie mit einem ganz ähnlichen Namen: die Familie Blocher. Ich glaube allerdings nicht, dass Christoph Blocher oft gefragt wird, wie lang er schon einen Schweizer Pass habe.

Nein, mit Logik und Vernunft kommen wir nicht sehr weit, wenn wir defi-

nieren wollen, was wir als fremd empfinden. Es ist mehr eine Frage des Gefühls, der Emotionen.

Was fremd ist, kann uns faszinieren, aber es macht uns gleichzeitig auch Angst. Diese Reaktion gegenüber allem Unvertrauten und Überraschenden ist uns angeboren. Kleine Kinder fürchten sich vor allem, was ihnen ungewohnt erscheint. Das Schweizerdeutsche hat dafür die wunderschöne Formulierung «das Büebli fremdelet».

Wenn die Menschen dann älter werden und damit, steht zu hoffen, erwachsener und vernünftiger, müsste sich dieser Reflex eigentlich allmählich verlieren. Aber er tut es nie ganz. Und darum ist es so einfach, Emotionen zu schüren, indem man den Leuten mit dem Buhmann des gefährlichen Fremden droht. In der politischen Auseinandersetzung ist das in den letzten Jahren eine regelrechte Mode geworden.

Dabei spielt es keine Rolle, ob das Schreckgespenst, mit dem man droht, tatsächlich gefährlich ist oder ob es überhaupt existiert. Wichtig ist nur, dass es den Leuten Angst einjagt. Wer Angst hat, denkt nicht mehr klar und ist deshalb empfänglich für Parolen, die versprechen, ihm diese Angst zu nehmen. Wer Angst hat – das ist der Reflex, auf den diese Art des Politisierens vertraut –, sieht sich nach einem Retter um, und wer es schafft, sich in der Rolle dieses Retters zu präsentieren, hat in der politischen Auseinandersetzung oft schon gewonnen.

Am besten funktioniert dieser Trick mit einem Bölimann, den die Leute nicht kennen. Je weniger man von einem Menschen weiss, desto fremder kommt er einem vor, und desto eher ist man dazu geneigt, Angst vor ihm zu empfinden. Eine Angst übrigens, bei der es dann gar nicht mehr viel braucht, um sie in Abneigung oder sogar in Hass umschlagen zu lassen. Man könnte sagen: Je besser wir einen Menschen kennen, desto weniger fremd und damit desto weniger bedrohlich erscheint er uns.

Aber eben: Oft haben wir gar keine Chance, ihn kennenzulernen. Wer von uns, um nur ein Beispiel zu nennen, ist schon einmal einem Eritreer begegnet, hat sich, sagen wir, während einer Eisenbahnfahrt mit ihm unterhalten oder ist auch nur in der Schlange an der Migros-Kasse hinter ihm gestanden? Kaum einer. Und doch sind Menschen aus Eritrea – zumindest, wenn man seine Zeitungslektüre auf die *Weltwoche* beschränkt – eine tödliche Bedrohung für unser Land und unsere Gesellschaft.

Zu diesem Thema habe ich ein Zitat aus einer Rede im Zürcher Kantonsrat gefunden. Dort sagte ein Parlamentarier in einer Debatte über Fremde folgenden Satz:

«Die Einwanderung dieser Leute, die auf der niedrigsten Kulturstufe stehen, deren Anschauungen von Recht und Moral und die ganze Lebenshaltung mit der unsrigen nicht harmonieren, ist speziell für die Stadt Zürich zur grossen Plage geworden.»

Wann, meinen Sie, ist dieser Satz gesagt worden? Und auf wen hat er sich bezogen?

Nein, er hatte nichts mit Eritreern zu tun. Auch nichts mit Kosovaren. Noch nicht einmal mit Tamilen. Er stammt aus einem Kantonsratsprotokoll aus dem Jahr 1905, und damals bezog er sich auf die Juden. Manche Dinge scheinen sich nicht zu ändern.

Übrigens: Wir Juden sind ein gutes Beispiel für den Satz, dass man am meisten Angst hat vor Leuten, die man überhaupt nicht kennt. Eine Umfrage in der Schweiz hat ergeben, dass antijüdische Vorurteile in jenen Kantonen am stärksten sind, in denen wenige oder gar keine Juden leben. Je weniger wir den Bölimann kennen, desto mehr glauben wir zu wissen, dass er uns bedroht.

Aber was ist es eigentlich, das den Fremden so bedrohlich macht? Bei den Kosovaren wissen wir es genau. Man hat es uns in Inseraten mitgeteilt: Sie schlitzen Schweizer auf. Andere, die auch vom Balkan stammen, sind da noch viel perfider. Sie heissen Behrami, Džemaili, Kasami, Shaqiri oder Xhaka und haben klammheimlich unsere Fussball-Nati übernommen.

Das Thema ist zwar ernst, aber Sie merken: Es fällt mir schwer, auf solche pauschale Verurteilungen nicht einfach mit den Mitteln der Satire zu reagieren. Ich habe sogar eine eigene Methode erfunden, mit der sich solche verallgemeinernden Sätze in ihrer ganzen Lächerlichkeit entlarven lassen: Ich setze statt der gerade angesprochenen Volksgruppe, egal ob Kosovaren, Eritreer oder generell Ausländer, in die Vorwürfe, die man ihnen macht, einfach das Wort «Thurgauer» ein. «Alle Thurgauer schlitzen Schweizer auf» oder «Alle Thurgauer sind Drogenhändler». Probieren Sie es aus! Es verdeutlicht den Unsinn mancher politischer Argumentationen ungemein.

Aber das Thema ist zu wichtig, um es mit einer Pointe abzuhandeln. Was mich beschäftigt – und zwar in den letzten Jahren immer mehr –, ist weniger die Sorge um die Fremden, die von solchen generalisierenden Vorverurteilungen betroffen sind. Wer in seiner Heimat alles aufgegeben hat, weil dort die Lebensbedingungen unerträglich geworden sind, wer die Strapazen und Gefahren einer Reise ins Ungewisse auf sich genommen hat, weil ihm auch das Schlimmste noch besser schien als das, was er dort jeden Tag zu erdulden hatte – der wird auch ein paar guteidgenössische Vorurteile überstehen.

Nein, was mich viel mehr beschäftigt, ist die Frage: Was machen solche Vorurteile gegenüber Fremden mit uns? Was machen sie mit der Schweiz?

Denn wer den Fremden definiert, definiert sich selber gleichzeitig immer mit. Um sagen zu können, dass etwas «fremd» ist, müssen wir zuerst festlegen, was wir als «schweizerisch» betrachten. Das heisst: Wir müssen

ein bestimmtes Bild von der Schweiz haben. Oder wir müssen uns dieses Bild schaffen. Erst dann können wir all jene Dinge, die uns nicht passen, als «unschweizerisch» bezeichnen.

«Unschweizerisch» – ein Wort, das in der letzten Zeit in der politischen Diskussion immer häufiger auftaucht, geradezu inflationär. Als ich diese Rede vorbereitete, habe ich den Begriff mal gegoogelt, und Sie werden es nicht für möglich halten, für was er in den vergangenen paar Jahren alles verwendet wurde. Von Lohnexzessen bis zur Pauschalbesteuerung, von Burkas bis zu Schuluniformen wurde alles Mögliche mit diesem Allzweck-Wort bezeichnet. «Unschweizerisch» – das ist das Totschläger-Argument par excellence, mit dem man die gegnerische Position nicht nur kritisiert, sondern mit dem man es sich gleichzeitig erspart, darüber auch nur nachdenken zu müssen.

Denn wer diesen Ausdruck in einer politischen Debatte verwendet – und zwar von links bis rechts –, will damit immer sagen: Wer nicht meiner Meinung ist, ist kein richtiger Schweizer, und deshalb brauche ich mir seine Ansichten auch gar nicht anzuhören und muss mich auch nicht mit ihnen befassen. Oder, noch überspitzter formuliert: Wer nicht meiner Meinung ist, ist ein Fremder und hat deshalb keinen Anspruch darauf, von mir ernst genommen zu werden.

Ich habe – das liegt wahrscheinlich an meinem Beruf – einen Hang zur satirischen Übertreibung, und so habe ich mir einmal ausgemalt, wie es gewesen wäre, wenn sich Landammann Stauffacher und Wilhelm Tell im Jahre 1291 mit der gleichen verkürzten Denkweise über das richtige Vorgehen gegenüber den Habsburgern gestritten hätten. (Da es weder Wilhelm Tell noch Stauffacher wirklich gegeben hat, darf man sich bei den beiden alles vorstellen, was man will.)

«Du kannst doch nicht einfach so auf diesen Gessler schiessen», hätte Stauffacher vielleicht gesagt, «das ist rohe Gewalt und damit unschweizerisch.» Und Tell hätte geantwortet: «Sich auf dem Rütli treffen und dort nach langem Palaver nur ein Papier aufsetzen, statt wirklich etwas zu unternehmen, das ist feige und damit unschweizerisch.» Und sie wären beide so fest davon überzeugt gewesen, dass der andere kein richtiger Schweizer sein könne, dass sie sich nie zusammengerauft und zu einem gemeinsamen Vorgehen entschlossen hätten. Und so wäre die Eidgenossenschaft nie gegründet worden.

Aber im Ernst: Unsere Schweiz, auf die wir zu Recht so stolz sind, ist ein Land, in dem man sich gegenseitig zuhören muss. Das ist die Basis, auf der unser System aufbaut, die direkte Demokratie mit ihren mehrfachen Ebenen und den vielen Abstimmungen. Ohne das ständige Gespräch, ohne die Bereitschaft, auch andere Argumente zur Kenntnis zu nehmen, könnte

dieses System überhaupt nicht funktionieren. Es ist mehr als ein Sprichwort, wenn wir auf Schweizerdeutsch sagen: «Mer muess halt rede mitenand.» Weil nämlich nur jemand, der auch die Argumente der Gegenseite kennt, ein informierter Bürger ist, und weil nur ein informierter Bürger als Souverän an der Urne eine vernünftige Entscheidung treffen kann.

Aber eben, wenn diese Gegenseite unschweizerisch ist, dann hat sie im politischen Diskurs ja nichts verloren, und ich muss mich mit ihren Ansichten überhaupt nicht befassen. Eine Haltung, die man, wenn mir dieses Wort nicht so unangenehm wäre, auch ihrerseits wieder als unschweizerisch bezeichnen könnte.

Um andere auf diese Art ausgrenzen und zu Fremden erklären zu können, braucht es ein Bild der Schweiz, das als Kontrast zu den ungeliebten Meinungen und den ungeliebten Menschen dienen kann.

Dieses Bild muss nichts mit der wirklichen Schweiz zu tun haben, so wie wir sie jeden Tag erleben. Im Gegenteil: Je weniger es damit zu tun hat, umso besser. Eine idealisierte, märchenhafte Schweiz, eine perfekte Schweiz, an der es nichts zu kritisieren gibt, die Schweiz der bunten Werbeprospekte und der 1.-August-Reden – das ist die beste Basis, um den ungeliebten Fremden in umso düstereren Farben schwarzmalen zu können.

Natürlich, diese Schweiz ohne jeden Fehler, diese Schweiz der permanent geraniengeschmückten Balkone, der Jodler und der Fahnenschwinger, diese Schweiz, die gewissermassen immer ihre Sonntagstracht anhat, diese Schweiz gibt es in Wirklichkeit so nicht. Gerade in den letzten Jahren haben wir von ein paar liebgewordenen Illusionen über diese idealisierte Schweiz Abschied nehmen müssen. So mussten wir beispielsweise zu unserer Überraschung feststellen, dass die Swissair nicht die beste und erfolgreichste Fluglinie aller Zeiten war. Wir mussten erfahren, dass die Schweizer Banker, anders als wir immer geglaubt hatten, nicht die ehrlichsten und zuverlässigsten der Welt waren. Und um diese Illusionen zu zerstören, haben wir keine Fremden gebraucht. Das haben wir ganz gut selber geschafft.

Wir mussten uns eingestehen – und manchem fällt das immer noch schwer –, dass eben auch die Schweiz nur ein Land wie andere Länder ist – vielleicht ein bisschen demokratischer, ein bisschen sauberer und ein bisschen reicher als andere Länder, aber eben doch nur ein normales Land mit ganz normalen Problemen. Ein Land, in dem es immer noch eine Menge zu verbessern gibt. Aber wem sage ich das? Wenn in unserer Schweiz wirklich alles perfekt wäre, würde es ja keine Gewerkschaften brauchen.

Man kann Probleme anpacken und versuchen, sie zu lösen. Manchmal ist das ganz schön anstrengend. Oder man kann es sich einfach machen und vor der Wirklichkeit die Augen verschliessen. «Eigentlich wäre bei uns al-

les vorbildlich und fehlerfrei», kann man sagen – und die selbsternannten Retter des Vaterlands verkünden das im Brustton der Überzeugung –, «aber leider wird unser kleines Paradies bedroht.»

Und von wem wird die Schweiz bedroht? Von den Fremden natürlich! Wobei das immer mal wieder andere Fremde sein können. Ja es müssen sogar immer wieder andere sein, denn so ein Bölimann nutzt sich ab, wenn man ihn allzu häufig auftreten lässt. Der böse Muslim, den man nur mit einer Verfassungsänderung davon abhalten konnte, das ganze Mittelland mit Minaretten vollzupflastern, der hat unterdessen seine Schuldigkeit getan und tritt im grossen Gruselkabinett nicht mehr auf. Auch der messerstechende Kosovare, der Tag und Nacht darauf lauert, den nächsten Schweizer aufzuschlitzen, auch der hat nur noch eine Nebenrolle.

Aber der Vorrat an bedrohlichen Fremden, mit denen man den Leuten Angst machen kann, ist zum Glück unerschöpflich – von den fremden Richtern, die überhaupt nur Jus studiert haben, um damit das eidgenössische Rechtssystem zu untergraben, bis zu den hinterlistigen Eritreern, die nur deshalb die gefährliche Flucht übers Mittelmeer riskieren, weil sie uns Schweizern die Arbeit, die Wohnungen und den Sitzplatz in der S-Bahn wegnehmen wollen.

Was mich dabei immer wieder überrascht, ist dies: Die Leute, die die Schweiz von jedem Fremden bedroht sehen, das sind dieselben Leute, die uns immer wieder versichern, wie wunderbar und perfekt dieses Land doch sei. Wir Schweizer haben das beste Staatssystem der Welt, sagen sie, und ich würde ihnen da überhaupt nicht widersprechen.

Ich bin kein Fahnenschwenker und Nationalhymnen-Singer, aber ich meine, dass unser Land eine ganze Menge Eigenschaften hat, auf die wir stolz sein können. Wir haben uns im Lauf der Jahrhunderte einen sehr stabilen und widerstandsfähigen Staat gebaut, einen Staat, in dem die Gewichte zwischen den verschiedenen Institutionen gut austariert sind und der gerade wegen der Umständlichkeit mancher Prozeduren nicht dazu neigt, allzu weit vom sicheren Mittelweg abzuweichen. Ja ich würde sogar sagen: Wir haben einen im besten Sinne des Wortes langweiligen und damit zuverlässigen Staat. Solang wir uns furchtbar aufregen können, wenn die SBB mal zwei Minuten Verspätung hat – solang mache ich mir für mein Heimatland keine grossen Sorgen.

Das beste Beispiel für die Stabilität unseres Systems ist unsere Währung. Wenn Sie in Ihrem Portemonnaie zufällig einen Einfränkler aus dem Jahr 1850 finden, dann können Sie heute noch, mehr als anderthalb Jahrhunderte später, im Coop damit bezahlen. (Ich würde Ihnen allerdings nicht raten, das zu tun: Ein Münzsammler gibt Ihnen hundertmal mehr dafür.) In welchem anderen Land Europas wäre das möglich? Allein unser Nachbar Deutschland hat in den letzten hundert Jahren bereits die sechste

Währung – und dabei habe ich die DDR mit ihrem eigenen Geld noch nicht einmal mitgezählt.

Nein, wir sind ein stabiles Land, ein solides Land, ein widerstandsfähiges Land.

Und dieses Land, das, um Schiller zu zitieren, in der Lage scheint, weiter zu existieren, «solang die Berge stehen auf ihrem Grunde» – dieses Land soll gleich ins Wanken geraten, weil mehr Fremde als auch schon bei uns Zuflucht suchen oder auch nur Arbeit und ein besseres Leben? Dieses Land soll so schwächlich und so fragil sein, dass es nicht in der Lage ist, Menschen aus anderen Kulturen bei sich zu integrieren? Dieses Land soll so wenig Selbstvertrauen haben, dass es sich abschotten und absondern muss? Dass es Angst vor allem Fremden haben muss – ganz egal, wie wir diese Fremdheit definieren?

Wie gesagt: Ich mag das Wort «unschweizerisch» nicht. Aber wahnsinnig patriotisch kommt mir eine solche Haltung auch nicht vor.

Wer seinem Land wirklich vertraut – und ich vertraue meinem Land –, der muss den Fremden nicht fürchten. Der muss keine Gräben ausheben und keine Mauern hochziehen. Denn wer die Türen zu seinem Haus zumauert, zu dem kommen keine Gäste mehr, sondern nur noch Einbrecher.

Wer es ernst meint mit der Bewunderung für den eigenen Staat – und ich meine es ernst –, der muss nicht den Kopf einziehen wie eine Schildkröte und sich unter dem Panzer der eigenen Traditionen verkriechen. Der kann darauf vertrauen, dass diese Traditionen stark genug sind, um schon bald aus Fremden Eigene zu machen. Wie zum Beispiel damals aus dem Schlesier Herman Greulich, der fast auf den Tag vor 110 Jahren zum ersten Präsidenten des VPOD gewählt wurde.

Wer die demokratischen Grundwerte unserer Gesellschaft achtet – und ich achte sie –, der hat es nicht nötig, alles Fremde und alle Fremden zu dämonisieren. Der muss kein politisches Kapital aus einer Angst schlagen, die sich nur allzu leicht schüren lässt. Der sollte den Fremden auch schätzen, wenn der nicht nur als Tourist zu uns kommt und Uhren kauft.

Eigentlich sollte diese Offenheit gegenüber anderen Kulturen für ein Land wie die Schweiz eine Selbstverständlichkeit sein. Im politischen Klima unserer Tage ist sie vor allem auch eine Aufgabe. Eine Aufgabe, die niemand so gut erfüllen kann wie unsere Gewerkschaften und Verbände.

Ich danke Ihnen.